

Im Schatten des Leviathan

Lebenserinnerungen
1908–1984

Herausgegeben und kommentiert von Detlef
Haberland



*Den Mitgliedern der Weißen Rose: Hans und Sophie Scholl,
Christoph Probst, Alexander Schmorell, Willi Graf und Kurt Huber*

*Zu der Zeit wird der Herr heimsuchen mit seinem harten
großen Schwert den Leviathan, die flüchtige Schlange, und den
Leviathan,
die gewundene Schlange, und wird den Drachen im Meere töten.
Jesaja, 27,1*

*Es sollen sie verfluchen, die einen Tag verfluchen können,
und die da kundig sind, den Leviathan zu wecken!
Hiob, 3,8*

*Leviathan, das ist der Teufel, dessen Macht auf Erden niemand
widerstehen kann, wie es im Buche Hiob heißt; von ihm wird gemeldet,
dass er sich nicht mit dem Leibe begnüge, sondern auch den Seelen
nachstelle, weshalb man auch mit ihm keinen Vertrag schließen kann.
Das gilt für diejenigen, die glauben, sie hätten die geheimen Geister in
ihrer Macht.*

Jean Bodin, Daemonomania (1581)¹

*Unser Leben ist, wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine
unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt.
Goethe, Dichtung und Wahrheit (1830)²*

VORWORT

Niemand soll hier gerechtfertigt werden, erst recht nicht der Verfasser. Auch soll niemand angeklagt werden. Nicht immer hat es ein utopisches Gericht mit Irrenden, sondern viel häufiger mit dem Irrtum zu tun, mit anonymen psychischen Epidemien. Diese haben meist eine teuflisch-verbrecherische Bilanz. Ihr Irrgang ist von Millionen Opfern umzäunt. Dieser Leviathan ist zu entlarven. Dabei werden angeprangert die verführerischen Zerstörer unseres Jahrhunderts, die im Namen Leviathans, des »mythischen« totalen Staates, in ganz Europa das menschliche Leben im so »progressiven« 20. Jahrhundert vergiftet, die den moralischen Fortschritt gegenüber dem technischen erst gehemmt, dann unmöglich gemacht haben. Überall sucht man heute nach neuen »Denk-Modellen«, bleibt jedoch noch denjenigen des 19. Jahrhunderts verhaftet, wie Salme, die stets zu ihren Laichstellen zurückkehren.

Geschildert habe ich in diesen Erinnerungen aus persönlichem Erfahren und Erleben das Schicksal von fast zwei Generationen im Europa des 20. Jahrhunderts, die oft zu einer fast nur noch animalischen Selbstbehauptung gezwungen worden sind. Dabei berücksichtigte ich vor allem Tatsachen, die ich seit Jahren in meinen Tagebüchern aufgezeichnet habe; Texte, die ich – nach aller Bombensintflut – wie durch ein Wunder retten konnte.

Ohne Schuldgefühl oder ohne Reue bleibt jedenfalls jede Autobiographie flach, vordergründig. Insofern muss auch Selbstkritik maßgebend bleiben, und zwar nicht nur für Christen. Auch Atheisten bleiben ohne ständiges Examen *de conscience* menschlich fragwürdig.

In diesem Lebensbericht – von 1908 bis 1984 – überwiegen keineswegs Reflexionen. In Darstellungen zahlreicher persönlicher Begegnungen und Gespräche in Europa, Amerika und Asien werden ferner keineswegs nur »Hintergründe« eines politischen und kulturellen Geschehens von rund sieben Jahrzehnten sichtbar gemacht. Im Mittelpunkt steht ein

individuelles, ja subjektives Leben mit seinem vielfach verwickelten Schicksal. Doch wird auch dieses »Persönliche« nicht als ein etwa besonderes Selbstsein angesehen. Es dient stets, ja vor allem, der Charakterisierung anderer Personen, mit denen ich in näherer oder lockerer Weise verbunden war. Dabei blieben immer Facts maßgebend, dokumentarisch nachweisbare Ereignisse, Zusammenreffen, Auseinandersetzungen, Entscheidungen, Folgerungen. Die erzählerische Form schließt also jede Art von Fiction aus, wenn auch nicht von – gesondert abgehobenen – kurzen Kommentaren. Eine Biographie *romancée* wurde bewusst vermieden.

Dem journalistischen Beruf und den schriftstellerischen Neigungen des Verfassers entsprechend soll nicht nur Politik »im Schatten des Leviathan« während eines jetzt schon fast hundertjährigen Krieges in manchen Hintergründen offenbar gemacht werden. Wie kann ein Individuum sich in einer vom »Leviathan« unterdrückten Gesellschaft mit einer auch bescheidenen Subjektivität bewähren, wie sein Selbst-Sein erhalten und vervollkommen? Wie wirken sich die Spannungen von Subjekt und leviathanischem Staat in der Kunst, Dichtung, Musik, Philosophie, Religion und Publizistik aus? Auch diese Fragen werden im Zusammenhang mit eigenen Erlebnissen beantwortet, wobei der Schicksalspartner mir oft wichtiger erschien als ich selbst. Eine solche Art biographischer Geschichtsschreibung weist stets auf das Rätsel Mensch hin, auf das schwer zu ergründende, aber gerade und vor allem zu rettende Subjektive. Das gehört auch zu den wichtigsten Themen meiner anderen Bücher.

Außerdem ergab sich zwangsläufig so etwas wie ein Fresko über die Lebensgeschichte einiger europäischer Familien im »Schatten des Leviathan«. Auch Schicksale dieser Art gelten für viele andere. Ob ihre Leiden oder ihre Freuden, ihre Hoffnungen oder ihr Scheitern, ihre Selbstbehauptung oder ihr Untergang einen historischen oder metaphysischen Sinn gehabt haben; ob sie notwendig waren oder ob sie bloß barbarischen Zufälligkeiten in einer nun immer fragwürdigeren Menschheitsentwicklung entsprechen, das werden spätere Historiker, Philosophen und Theologen besser zu beurteilen vermögen als wir heute.

Dennoch könnte dieser Text dazu beitragen, den stets auf gleiche Weise Irrenden zu mahnen und den Irrtum fluchwürdig erscheinen zu lassen. Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, im alttestamentarischen Sinne, aber auch Leiden, Versagen und Erlösungsgewissheit christlicher oder buddhistischer Art sind unteilbar! Zumindest soll verständlich gemacht werden, dass das Individuum, das ebenfalls unteilbare Subjekt, erfahrend, wissend und urteilend, nicht wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, biologischen, etatistischen und religiösen Determinationen unterliegt, ohne von diesen Faktoren einseitig geprägt zu werden.

Wird er, der jetzt wirklich freie, subjektive Mensch – wie der große Historiker Arnold Toynbee meint – sozusagen von sich aus und durch sich selber den weiteren Gang der Geschichte bestimmen? Freilich stets um die Einwirkungen von außen wissend, aber sie im Bewusstsein organisierend und selbst leitend? Ohne sich dabei dem Überrealen des göttlichen Logos zu verschließen? Kann durch eine neue Zuversicht, die heute so manchen wieder beflügelt, ein Scheitern der Menschheit gleichsam in letzter Stunde verhindert werden?

Wir brauchen sicher neue Denkmodelle für die Zukunft! Ich hoffe, dazu nicht nur existentiell-private Anregungen gegeben zu haben, denn welchen Wert könnten Erinnerungen haben, wenn eine solche öffentlich gemachte Sammlung von Vergangenen sich nicht auf die Zukunft zu beziehen vermöchte! Licht und Schatten im Erleben von zwei Generationen sollen in einem eben vorwiegend persönlichen Bereich in Kontraste gebracht werden, die sich – auf die Zukunft hin – ausgleichen könnten. Vor dem Massen-Atomtod kann nur die von der schöpferischen Phantasie beflügelte und vom kritischen Realismus gelenkte Vernunft retten. Somit hoffe ich, vor allem der jungen Generation einiges Anregende gesagt zu haben, der neuen Generation, die das 21. Jahrhundert besser zu verwalten hätte als ihre Vorgänger das 20., von dem ich, jetzt mehr inaktuellen Meditationen ergeben, gerne Abschied nehme.

Dieser Text wurde mit Unterbrechungen von 1969 bis 1984 geschrieben.

Gustav René Hocke

Genzano di Roma
Herbst 1984

I. ERSTE KINDHEIT

Idyll im Atelier – Feuer über Brüssel
1908 bis 1918

Anno Domini 1908 war Brüssel eine blühende Handelsstadt, Mittelpunkt eines bereits umstrittenen Kolonialreichs, vielsprachiges Zentrum eines behaglichen, vor allem kulinarischen Glücks. Das Zentrum wetteiferte, was Theater, Restaurants und Dancings angeht, mit der prächtigeren *Ville lumière*, mit Paris. Doch zogen manche Deutsche und Engländer die kleinere Kapitale des erst 1830 entstandenen belgischen Einheitsstaates vor. Auch geistige Anregungen gab es, was auch Baudelaire über das Brüssel seiner Zeit gesagt haben mochte. Die Oper, an der Place de la Monnaie, unweit der berühmten spätgotischen Grand Place und der Börse, im pseudo-griechischen Stil gebaut, erhielt auch internationales Lob. Manche Dichter, wie Verhaeren, waren weit über die Grenzen des kleinen Landes hinaus bekannt. Der deutsche Schriftsteller Wilhelm Hausenstein schrieb einmal, dass Brüssel, ein *mixtum compositum* von französischer Eleganz, flämischer Vitalität und wallonischem Scharfsinn, einem surrealistischen Gebilde gleiche, einem *objet surrealiste*; »hier ist ein Zirkel quadriert; hier ist eine Dialektik gelungen.«¹

Als ich dort, sonntags um 12 Uhr, beim Glockenklang, am 1. März 1908 im Zeichen der Fische und mit dem Aszendenten in den Zwillingen geboren wurde, konnte ich natürlich nicht ahnen, dass diese inzwischen zum Teil arg verbaute Stadt, nach tragischen Wirrsalen unter den Völkern Europas, die provisorische Hauptstadt eines vorerst nur wirtschaftlich geeinten Europa werden sollte. Doch klang der europäische Akkord schon bei meiner Geburt mit.

Mein Vater Josef Hocke war ein deutscher Kaufmann und Kunsthandwerker (in Ledersachen)². Er stammte aus Viersen (Rheinland), doch war sein Vater zu Leitmeritz in Böhmen

geboren worden. Meine Mutter³ war die Tochter des belgischen Hofmalers Gustave de Nève⁴, dessen Großvater wiederum Franzose gewesen war. Meine Großmutter mütterlicherseits stammte aber aus Trier, wo sie, gegenüber der römischen Porta Nigra, als Tochter eines Bäckermeisters das Licht der Welt erblickt hatte⁵. Der Bruder meiner Mutter, Émile, war ein erfolgreicher Architekt. Er gehörte zu den Frankophonen Brüssels, wie auch mein Großvater. Flämisch sprach man aber auch. Der damaligen französischen Schicht Brüssels waren »völkische« Probleme noch fremd. Man lebte und dachte gleichsam auf natürliche Weise europäisch. Außer französisch sprachen viele auch deutsch und englisch. Literatur und Bücher kannten keine Grenzen. Die großväterliche Familie war auf die Oberstadt ausgerichtet, auf die Rue Royale, die Rue Ducale und die Rue du Trône. Dort herrschten ein sanfter Klassizismus und, wie Wilhelm Hausenstein in seinem geistreichen Essay über Brüssel schrieb, »stille und schlichte Noblesse« vor. »Es überwogen Takt und Mäßigung«⁶. Doch hatte mein Großvater, als Maler, seine Fühler auch stets nach der eher flämischen Unterstadt ausgestreckt, nach einer elementar widersprüchlichen Welt des Absurden, von der Hausenstein schreibt, es sei »nirgends in so beirrender Art zu Hause wie in Brüssel«. Und er fügte hinzu: »Brüssel ist auf das Chimärische objektiv angewiesen; es gehört zu der Lebensordnung, die Belgien, die Brüssel heißt; es gehört metaphysisch zu dieser Welt, zu dieser Stadt.«⁷ So wuchs ich, gleichsam ab ovo in einer dramatischen Dialektik von Klassik und Manierismus auf. Ich lernte früh sehen und verstehen: gerade das Abstruse, das kühn Zusammengesetzte, das Gesetz in anscheinender Willkür.

Die ersten fünf Lebensjahre lebte ich in angenehmen wirtschaftlichen Umständen. Mein Vater hatte ein geräumiges Geschäft für Lederwaren an einem der Haupt-Boulevards von Brüssel. Es ging ihm vorzüglich, denn er hatte einige eigene Patente gut verkaufen können. Bald kamen aber die ersten wirtschaftlichen Rückschläge, die nur noch wenige Auslandsdeutsche verschonten. Im Jahre 1913 musste er das allzu prunkvolle Geschäft schließen. Wir zogen in eine bescheidene

Wohnung von Alt-Brüssel. Mein Vater kehrte zu seinem geschickten Kürschner-Handwerk zurück. An diese Lebensumstände erinnere ich mich noch aus besonderem Grunde.

Mein Vater hatte als Dragoner in Darmstadt gedient. Nationalist war er gewiss nicht, doch hatte er eine Schwäche für ebenso farbenreiches wie zuverlässiges militärisches Wesen. Das verleitete ihn dazu, mir und meinem ein Jahr jüngeren Bruder Willy⁸ aus Deutschland Spielzeug-Uniformen (mit Pickelhauben) schicken zu lassen. Derart verkleidet, wurden wir im Sommer 1914, als die Kriegswolken immer düsterer wurden, zum Spielen auf einen Platz in der Nähe unserer Wohnung geschickt. Kein Wunder, dass die besonders lebhaften *gamins*⁹ von Brüssel uns immer aggressiver als *sales boches*¹⁰ beschimpften. Wir reagierten mit dem für sie doppelten Schimpfwort »dreckige Franzosen«. So brach der entsetzliche Krieg von 1914 schon vor seinem Ausbruch zwischen uns und unseren Spielgefährten aus.

Generalmobilmachung Anfang August 1914! An diesen Tag erinnere ich mich heute noch, als sei er gestern gewesen. Mein Vater packte seinen Koffer, um sich in Köln zu melden, wo er sofort eingezogen und als Artillerist an die Front geschickt wurde. Weinend sammelte meine Mutter unsere Habseligkeiten und floh – durch das höchst erregte Zentrum – mit uns zu ihren Eltern in den Vorort Schaarbeek, in die Rue Josse Impens 103, in der Nähe der Place des Bienfaiteurs und des Parc Josaphat.

Dort hatte mein Großvater Gustave de Nève ein stattliches Haus. Die obere Etage nahm sein Maler-Atelier, sechs Meter hoch, ein. In dieser Umwelt habe ich die zweite Stufe meiner Kindheit erlebt: unter dem Geruch von frisch geöffneten Farbtuben, von Fresken und Tafelbildern, unter dem herben Duft eben zugespitzter Bleistifte, im Anblick mancher malerischer Werke *in progress* und vieler Bücher in verstaubten Regalen. Mein Großvater war, so könnte man sagen, ein Schüler, zumindest ein Anhänger Courbets, doch mehr noch des holländischen Realismus. Er stellte sich nicht als ein »großer Meister« vor, doch war seine handwerkliche Technik verblüffend. Gerade das bewunderte ich damals am meisten – wie die Handfertigkeiten meines Vaters.

Doch dieses zweite Idyll wurde schlimm gestört. Nach dem Ausbruch des Krieges kam es auch über Brüssel zu den ersten Luftkämpfen. Eines Abends saßen wir alle, mein Großvater, meine Großmutter, meine Mutter, mein Bruder Willy und ich, verängstigt im Garten, als plötzlich ein gewaltiger Feuerschein den Himmel erleuchtete. Ein deutscher Zeppelin war abgeschossen worden. Unsere Umwelt sah plötzlich teuflisch aus. So hatte ich schon 1914, sechs Jahre alt, meine erste Begegnung mit dem moralisch blinden Leviathan.

Kurz danach zogen deutsche Truppen in Brüssel ein. Mein Großvater, ein liberaler Pazifist, der auf die »Preußen« nicht gut zu sprechen war, wurde kreidebleich, als er es erfuhr. Doch wollte er bei diesem Einmarsch dabei sein, und er nahm auch mich mit, weil ich – wahrscheinlich – diesen allerdings schändlichen Einbruch in ein kleines, wehrloses und neutrales Land nie vergessen sollte. Wie hätte ich dieses Erlebnis unterdrücken können, nachdem es bald danach ein zweites Mal geschah! Inzwischen war der Bruder meiner Mutter, Émile, auch Frontkämpfer in der belgischen Armee, während mein Vater, wie gesagt, auf deutscher Seite irgendwo Mordgeräte des kaiserlichen Heeres zu bedienen hatte. Für ein Kind schwer zu verstehen!

So standen mein Großvater und ich also am Ende der Landstraße Löwen-Brüssel und sahen uns den allzu leichten triumphalen Einzug deutscher Truppen in meine französisch-flandrisch-wallonisch-deutsche Heimat an. Ein Herr sprach meinen Großvater an und fragte ihn nach der Zeit. Er antwortete, die Deutschen würden von Minute zu Minute erwartet. Großvater stieß für mich unverständliche Laute aus. Er schwankte. Ich stützte ihn, auch wenn er damals noch jung war.

Dann trafen die Eindringlinge endlich ein: Kürassiere mit bewimpelten Lanzen auf den Steigbügeln. Forsche Männer, blendende Uniformen, hohe glänzende schwarze Stiefel. Sie blickten stolz auf die feindselige Menge hinab. Ich dachte: »So muss Vater jetzt aussehen.« Da scheute plötzlich ein Pferd. Die Zuschauer verloren die Fassung. Ich wurde zu Boden

geschleudert. Mein Großvater rettete mich vor dem Getrampel weiterer aus der Reihe springender Pferde und trug mich, da ich fast bewusstlos war, nach Hause zurück.

Nun, es wurde bald friedlicher, weil Belgien zu einem Etappengebiet geworden war. Mein Vater hatte auf die »Deutsch-Angehörigkeit« meiner Mutter bestanden, und da sie ihn liebte, sagte sie ihm ein entsprechendes Verhalten zu. Sie wurde im Brüsseler Hauptpostamt in der Zensurbehörde für Briefe angestellt. Mein Bruder und ich wurden der Deutschen Schule in Brüssel anvertraut, die, früher einmal von guter Art, jetzt in jedes Fach, auch in die bürgerlichen Rechnungsarten, Lobeshymnen auf den großen »Feldherrn« Wilhelm II. einschmuggelte. Doch gab es ein paar Lehrer, die auf geradezu magische Art und Weise deutsche Gedichte und Märchen vortragen konnten. Ich verliebte mich, trotz dieser für mich noch nicht ganz verständlichen Ereignisse, in die deutsche Sprache. Sie klang mir wohler und tiefer als das Französische, das wir zu Hause fast nur redeten. Die deutsche Sprache kam mir vor wie ein außerordentlich verflochtenes Traumgebilde, wie rätselhafte Musik, wie Grundtöne aus den Welten der Märchen; trotz allem Bangen, trotz allem Zorn.

Doch konnte auch das zweite Kindheits-Idyll, bei aller Umhegung, auch auf die Dauer nicht unverdorben bleiben. Täglich führte mich mein Schulweg an dem Vorort-Bahnhof von Schaarbeek vorbei. Auf dem Bahnsteig, den man einsehen konnte, wurden Verwundete von der Front in Nordfrankreich ausgeladen. Manche Verbände waren blutüberströmt. Ich schaute fassungslos zu, auf dieses gequälte Fleisch von Hunderten, die den Zügen entstiegen wie Lemuren. Einige brüllten vor Schmerzen. Einmal wurde mir übel.

Dabei waren diese Transporte von Amputierten und Blinden, von zerfetzten und zerrissenen Körpern nicht einmal das Schlimmste, denn ich gehörte nicht zu den gerade verzärtelten Kindern. Was mich besonders beeindruckte, war die gespenstische Stille dieses horrenden Vorgangs – außer dem

gelegentlichen Brüllen –, die kalte Vorzüglichkeit der Organisation, die Sachlichkeit der Sanitäter, die diese blutenden Körper abschleppten wie beschädigte Ware in eine Reparaturwerkstatt. An diesen Tagen lernte ich den Krieg hassen, in den tiefsten Gründen meiner Seele.

Im Hause meines Großvaters hingegen, fern von solchen Szenen, erlebte ich bis 1918 die vielleicht schönste Zeit meines Lebens. Nach der Schule durfte ich in seinem Atelier sitzen und ihm beim Malen zuschauen. Trotz seines Kummers über die Leiden seines Landes sang er gern, die Palette in der Hand, wenn eine Farbmischung ihm besonders gut gelungen erschien. Ich folgte gespannt jeder Nuance, denn er hatte mich schon unterrichtet, wie man perspektivisch zeichnen und das so vielfältige Grün zum Beispiel richtig voneinander abstufen kann. Wenn ich des Zuschauens müde wurde, blätterte ich in den vielen Kunstbüchern und Zeitschriften, die er in seinem Atelier gesammelt hatte. In dieser frühen Umwelt entstand meine Liebe, ja, meine Leidenschaft für Kunst und Literatur, ja auch für die Musik, denn mein Großvater sang zum Beispiel mit ganz guter Stimme die bekanntesten Arien vieler Opern.

Auch Photos seiner Werke blätterte ich neugierig durch. Von 1904 bis 1907 hatte er für den mächtigen Bauunternehmer Dupont die Räume der ersten Automobilausstellung im Cinquantenaire-Park von Brüssel mit pompösen Fresken ausgestattet. Die wichtigsten Dekorationsgemälde für die Säle der Brüsseler Weltausstellung von 1910 hatte er ebenfalls geleistet, unter enormem Aufwand an Kraft, Personal, Mitteln. Auch heute kann man in manchen Palästen, Privathäusern, Hotels usw. nicht nur solchen Monumental-Fresken, meist im Jugendstil, begegnen, sondern viel besseren Tafelbildern. Sie bekunden einen einfacheren, recht poetischen Stil, in dem sich, wie gesagt, Anregungen der holländischen Realisten mit dem Naturalismus der Franzosen nach 1870 verbanden. Den Anschluss an die moderne Kunst hat mein Großvater nie gefunden. Leider lachte er über sie. Er blieb dem alten Prinzip treu, dass ein Vogel Trauben,

die er malte, als appetitanregend empfinden und mit dem Schnabel gierig in Angriff nehmen müsse. So hat jeder seine Grenzen; mein Großvater wurde durch einen zu bürgerlichen Rationalismus eingeengt. Vor den »Chimären« der Phantasie hatte er wohl Angst ... wie vor den Preußen, trotz Brueghel und Bosch.

Von eher kleinem Körperwuchs, war mein Großvater schlank und drahtig. Sein Schnurrbart sträubte sich, auch wenn er Grund zur Heiterkeit hatte. Seine Augen konnten blitzen wie gewisse unruhig erscheinende Fixsterne. Spätnachmittags trug er ein Bild, an dem er arbeitete, in den Salon hinunter, der, auch das sei nicht vergessen, mit Veduten Alt-Roms ausgestattet war, setzte sich davor, zündete seine Pfeife an und sah es sich stumm an, so lange, bis wir uns zu räuspern wagten. Ich ahnte, wie genau, wie selbstkritisch er arbeitete! So wurde er mir – wie mein Vater mit seinem Kürschner-Handwerk, was Sorgfältigkeit der Planung und Ausführung angeht – ein Vorbild.

Doch verdanke ich meinem Großvater noch viel mehr. Wenn er sich an irgendwelchen seiner entstehenden Werkchen müde gesehen hatte, las er uns vor: Märchen von Perrault und Grimm, Fabeln von La Fontaine, Fénelons *Télémaque*, ein Buch, das ich heute noch gerne lese; aber auch *Onkel Toms Hütte* und Melvilles *Moby Dick*. Ich verstand nicht alles, doch gelang es meinem Großvater, auch wenn er ein ultraliberaler Rationalist und Atheist war, dem Leben jeder Art seine Atmosphäre von Geheimnis zu lassen. Er zauberte und verzauberte, auch in seinem kleinen Garten, der zum schönsten unseres Stadtviertels gehörte. Auch die Liebe zu Blumen und Pflanzen aller Art habe ich von ihm geerbt.

Freilich begnügte ich mich nicht mit so »edler« Lektüre. Ich kaufte mir von meinem Taschengeld ganze Stapel von Groschenheften, von meinem Großvater streng verboten, Geschichten über Buffalo Bill, Romane von Eugène Sue über die »Geheimnisse von Paris«, Schauergeschichten von Arsène Lupin¹¹ und Ähnliches, was damals Mode war. Die allerersten Chaplin-Filme begeisterten mich in Miniatur-Kinos, vor deren Pforten noch Klingeln zum Besuch einluden. So erlebte ich auch in dieser Hinsicht typische »Brüsseler Gegensätze«, die mich später, ganz

gewiss, vor ästhetischen und ideologischen Verengungen bewahrt haben. Freilich faszinierten mich am meisten Verse von Racine, La Fontaine und Goethe. Wäre ich, in der Tiefe meines Herzens, kein Anhänger der »Klassik« gewesen, hätte ich den »Manierismus« wohl nie verstehen können, das heißt in dieser Umwelt stets doppelt angeregt. »Nourri dans le sérail, j'en connais les détours«.¹²

Gewiss, in manchen Labyrinthen also wuchs ich bereits auf, begriff jedoch damals gewiss nicht alle ihre Umwege. Meine Mutter Anna de Nève, die wirklich schön war wie ein Engel auf einem Bilde von Rubens, sorgte auch für eine religiöse Erziehung. Sie hatte grüne Augen, kupferfarbenes Haar, eine zierliche Gestalt; sie konnte, bei aller Trauer über den abwesenden Mann, oft so herzlich lachen, dass ich es hören konnte ... bis oben in das großväterliche Atelier. Ihre hübschen Kleider schneiderte sie selber. Sie aß gerne gut, vor allem Austern und Langusten. Doch rauchte und trank sie nicht. Sie ist ganz gewiss, während dieses vierjährigen Ersten Weltkriegs, ihrem deutschen Artilleristen in Russland treu geblieben. Kraft zu dieser durchaus tugendhaften Selbstbehauptung nahm sie zweifellos aus der Religion.

Bei allen atheistisch-aufklärerischen Neigungen meines Großvaters waren mein Bruder Willy und ich in der imposanten katholischen Marien-Kirche Brüssels, in Sainte-Marie, getauft worden. Meine Mutter legte Wert auf eine zumindest moralisch bestimmte religiöse Bildung, wie übrigens auch meine belgische Großmutter Susanne de Nève geb. Becker, wie gesagt eine deutsche Bäckerstochter aus Trier. Religion hieß für meine Mutter vor allem Verehrung und Kult der Madonna. Im Übrigen war ihre Frömmigkeit frei von Pharisäismus, servilem Kirchenglauben und Prüderie. Ich wuchs also in einem weltoffenen, weltaufgeschlossenen Katholizismus auf, was bemerkenswert ist, weil Brüssel wenigstens damals als eine der katholischsten Städte der Welt angesehen werden konnte. Anlässlich zu pathetischer Schwärmerei für die Gottesmutter sorgte in unserer Familie allerdings Großvater Gustave mit einem an Voltaire geschulten Sarkasmus für Ausgleich.

Dennoch blieb mir, von damals her, eine Neigung, bis heute, gerade über die Mysterien der Gottesmutter und der Dreifaltigkeit nachzugrübeln. Warum gab es nicht eine »Vierfältigkeit«, in die die »Mutter« Gottes eingeschlossen wurde? Dann, natürlich viel später, besonders in Italien, forschte ich nach den religionsgeschichtlichen Zusammenhängen der Magna Mater in Mittelmeer-Kulturen. Stätten der Madonnenkulte habe ich in Europa und anderswo besucht. Über sozusagen persönliche Beziehungen zur Madonna werden wir später noch hören.

Ich bin stets für eine vor allem »soziologische« Aufklärung eingetreten, habe kirchliche Missstände kritisiert, habe aber nicht zu begreifen vermocht, dass man Gott mit Kirche verwechselt, konventionelles Christentum mit der Lehre Christi und jede Religion nur als Ideologie einer Kaste von wirtschaftlichen und klerikalen Machthabern ansehen und definieren konnte. Welche geistige Armut! Wie wahr ist das Wort Hamanns: »Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Tat oder Wort oder sonst hervorgebracht, muss aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.«¹³ Ist der Glaube an ein oder an viele Mysterien nicht auch eine den Menschen entscheidend konstituierende Kraft, wie sehr man ihm auch skeptisch auf den Grund kommen mag?! Auch hier zeichnete sich ein Lebensthema ab.

Ohne väterliche Aufsicht, oder aus welchen Gründen auch immer, wurde ich freilich nicht das, was man einen »Primus« oder »Musterknaben« nennt. Im Gegenteil. Mit meinem Bruder machte ich »Kreuzfahrten« durch Brüssel, wobei wir uns, um das Fahrgeld zu sparen, hinten an den Straßenbahnen anklammerten. Wir fischten am Kanal von Hal, beschnupperten gratis die Blumen an der uns immer wieder anziehenden, so heiter gotischen und so selbstzufrieden barocken Grand Place. Wir beobachteten hektische Jobber in der *bourse*, unweit vom Boulevard Anspach, wir sammelten Kastanien im Bois de la Cambre und gründeten eine kleine Bande von Steinwerfern, die in unserem Stadtviertel einer anderen Gang dieser Art oft mit böser Wut begegnete. Offenbar

hatten sich meine pazifistischen Überzeugungen noch nicht folgerichtig in die Praxis umgesetzt. Bis zur Sublimierung ist es ein weiter Weg.

Auf meinen Stadtfahrten liebte ich an manchen privaten und öffentlichen Bauten Brüssels einen, im Europa dieser Zeit besonders wilden Jugendstil, dessen geradezu zügelloser »manieristischer« Charakter beispiellos war; erst später habe ich ihn genauer verstanden und richtig – in dieser Weise – werten können. Der extrem individualistische Baugeschmack von mehr oder weniger vermögenden Honoratioren ging von dem Prinzip aus: *chacun à sa manière*. So wurde Brüssel, u. a. dank des genialen Architekten Victor Horta¹⁴, bald »Capitale de l'Art Nouveau« genannt. Es handelte sich nicht nur um angeberische, subjektivistische Willkür, sondern auch um Embleme des Fortschritts, denn progressiv wollte jeder sein, wenigstens im Stil seiner Hausfassade. Auch an futurologischen Entwürfen fehlte es nicht.

Brüssel hatte sich tatsächlich damals schon zum Zentrum einer »Freien Ästhetik« entwickelt. Das damalige Alt-Europa regte es zu einer ersten modernen Kunst an. Bevor sie in anderen Hauptstädten berühmt wurden, konnten in Brüssel früh Künstler anerkannt werden wie Rodin, Whistler und Liebermann (1884); Renoir, Monet und Redon (1886); Seurat, Pissarro und Morisot (1887); Toulouse-Lautrec und Signac (1888); Gauguin (1889); Cézanne und van Gogh (1890), Walter Crane, Larsson, Filiger und Chéret (1891). In Brüssel wurde der klassizistische Palladianismus zum ersten Mal systematisch in Frage gestellt. Anti-Symmetrie galt als Ausdruck der Freiheit! Um 1900 wurde der sogenannte »Art Nouveau«, mit den Architekten Blérot und Strauven zum Beispiel¹⁵, »flamboyant«, das heißt ultramanieristisch, also in »folle manière«, maniert. Die Dialektik herrschte vor: Pieter Brueghel und Louis XVI. Ich nahm das natürlich nur unbewusst – mit den Augen – auf, aber Erinnerungen an diese frühe Umwelt haben meine späteren Manierismus-Studien entscheidend beeinflusst.¹⁶

Dann kam mein Vater endlich auf Urlaub. Er trug eine »schmucke« Uniform, eine Pickelhaube und einen umständlich langen Säbel. Doch wirkte er auf mich nicht gerade wie ein Held. Er war dem ersten Grauen, auch er, kritisch begegnet. Still und ernst, betroffen und skeptisch, kam er mir vor, er, der mir so gerne Bleisoldaten geschenkt hatte. Auch später, wenn er uns besuchte, wobei die Nachbarn argwöhnisch zuschauten, erschien er mir eher wie ein Vorbote des Versagens als des Sieges.

Bald –1917 – meldete sich der Hunger an. Meine Großmutter, die unermüdlich in Küche und Garten bemüht war, kaufte in Eimern Blut im Schlachthof und machte daraus, mit schlechtem Mehl, sogenannte Pfannkuchen. Die Preise stiegen. Meine Mutter musste im Brüsseler Postamt, um meist harmlose Briefe zu zensieren, Überstunden machen. Bald litt sie unter Herzschwäche.

Doch erlöste ich mich von diesem fortschreitenden Elend nicht nur durch immer abenteuerlichere Fahrten in der Umgebung Brüssels, in den dichten Wäldern – bis nach Waterloo hin. Eine allererste Verliebtheit kam hinzu. Violette, ihrer veilchenblauen Augen wegen, war unsere Nachbarin. Wir »liebten« uns. Wir spielten Vater und Mutter. Damals fühlte ich mich zum ersten Mal als Mann und Kavalier. In den Treibhäusern des Jardin Botanique küssten wir uns, in aller Unschuld die Großen nachahmend. Niemand schaute sich nach uns um. Man fühlte sich frei, frei auch von lästiger Neugierde und von provinziellem Naserümpfen. »Laisser aller: et en s'en fiche de la commandature«, hieß die Kriegsdevise.¹⁷

Später wurde mir dieses Brüsseler Freiheitsklima, anlässlich häufiger Besuche zwischen den beiden Weltkriegen, bewusster. Belgien hat eine wahrhaft freie Verfassung. Auszüge daraus kann man, unweit der Place des Martyrs, auf der sogenannten Kongresssäule lesen. Zu den stolzesten Früchten der Revolution von 1830 gehören Glaubens-, Presse-, Vereins- und Lehrfreiheit. Klaus Besser schrieb 1970 über Brüssel, es sei »die europäischste Stadt Europas«. »Brüssel ist im Lauf seiner Geschichte von vielen Nationen beherrscht worden, bevor es nach der Revolution von 1830 Belgiens Hauptstadt wurde. Spanier, Österreicher, Franzosen, Deutsche haben ihre Spuren hinterlassen. In Brüssel

kreuzen sich französische und spanische Kultureinflüsse mit flämischen und englischen. Nirgendwo ist ein Ausländer so wenig Fremder wie hier. Es gibt einen Brüsseler *way of life*, aber er ist diskret, unaufdringlich, tolerant. Chauvinismus ist hier unbekannt. Nationalstolz im französischen oder englischen Sinne gibt es nicht. Dafür ist man zu stolz auf seine Freiheiten und auf seine Toleranz.«¹⁸ Eine würdigere Hauptstadt konnte sich das vorerst nur wirtschaftlich integrierte Europa fürwahr nicht aussuchen.

Zumindest mit der Toleranz hörte es allerdings 1918 auf, und zwar den Deutschen gegenüber, als der Zusammenbruch der Mittelmächte immer augenscheinlicher wurde. Wer hätte es den so nachsichtigen Brüsselern übel nehmen können, nachdem ihre Souveränität ohne jeden rechtlichen Anlass von Wilhelm II. und seinen Beratern so brutal verletzt worden war! Gerade das kränkte den Rechtssinn der Einwohner dieser noch nicht hundertjährigen Hauptstadt! Hatten sie sich nicht den größten Justiz-Palast der Welt gebaut, größer als den Petersdom, 150 Meter hoch, auf einer Fläche von 26.000 m²? »Damit wollte man dokumentieren«, schreibt Besser, »dass in Belgien das Recht mehr gilt als Kirche, Staat oder Militär.«¹⁹ Not und Hunger waren vom damaligen deutschen Imperialismus, allerdings eng verwandt dem einstigen englischen, französischen und auch belgischen, einer Stadt aufgezwungen worden, die neben dem Gelten-Lassen jeder Individualität und Meinung das Essen so liebte, dass kulinarische Künste dort bald als besser galten als in Paris oder in Florenz. Ich erinnere mich an eine Reklame im Straßenbahnwagen 72 vom Nordbahnhof nach Schaarbeek. Man sah eine Matratze. Darunter stand zu lesen: »Höhepunkt des Daseins«. Sicher kann man sagen, dass auch Belgien sich imperialistisch und kolonialistisch, jedoch nicht nationalistisch verhalten hat, oft in höchst unmoralischer Weise (Kongo!). Doch kann man diesem Lande, das mehr vom Segen des Glücks als des Leidens hält, nicht vorwerfen, es habe Leviathan nicht stets unter Kontrolle gehalten,

in oft dramatischen, aber stets folgerichtigen Auseinandersetzungen.

Wir spürten im Herbst 1918 selbst im großväterlichen Hause die wachsende Abneigung und Rebellion, auch wenn ich dies alles erst später von meiner Mutter erfuhr. Mein Großvater hatte Schwierigkeiten mit den Nachbarn, als mein Vater zum letzten Mal im September 1918 nach Brüssel auf Urlaub kam. Man mied ihn. Meine Mutter wurde gelegentlich auf der Straße beschimpft, und meiner – ebenfalls deutschen – Großmutter ging es nicht anders. Mein Großvater blieb allerdings standfest, auch wenn er sogar geschäftliche Verluste erleiden musste. Wir standen in seiner Obhut. Das wollte er durch niemand verändert sehen. Doch nahm das böse Abenteuer des neuen Leviathan seinen Lauf. Es näherte sich der Waffenstillstand vom November 1918. Auf seinem letzten Urlaub in Brüssel hatte mein Vater, der sich über den Kriegsausgang keine Illusionen machte, mit den Worten Abschied genommen: »Auf Wiedersehen in Deutschland, im Rheinland, in Viersen.« Dort, in seiner Geburtsstadt, wohnte eine Schwester von ihm.

Anfang November war es vorbei. Das wie auch immer beschattete Kindheitsidyll nahm ein dramatisches Ende. Meine Mutter wurde mit uns beiden Kindern 24 Stunden nach Verkündigung des Waffenstillstands ausgewiesen. Viel konnte sie nicht mitnehmen. Im Nordbahnhof von Brüssel wurden wir nachts, noch unter deutschem Polizeischutz, in einen Zug Richtung Aachen hineingepresst. Er war beladen wie ein Bild von Brueghel mit den unwahrscheinlichsten Gestalten: zerlumppte Soldaten, Offiziere ohne Rangabzeichen, Verwundete, Krankenschwestern, Zivilisten, darunter viele Frauen, Kinder und Greise, sogar Hunde und Kanarienvögel. Auf den Dächern der Waggons hockten Hunderte junger Soldaten, struppig, abgerissen. Doch klang aus ein paar Kehlen müde der Refrain: »In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen.«

Welche Heimat? Warum musste ich alles, was ich so liebte, verlassen, den so tapfer heiteren Großvater, das schöne Haus in

der Rue Josse Impens, das Atelier, den Parc Josaphat, die Schule, die Freunde, vor allem Violette?!

Schüsse ertönten. Jemand flüsterte, während meine weinende Mutter ihr schmales Gepäck verstaute: »Da werden Deserteure erschossen.« Wie konnte man Deserteure ermorden, wenn ein Krieg bereits verloren war? Diese Frage sollte für mich später eine besondere Bedeutung erhalten.

Fünf Tage dauerte die Fahrt in diesem Zug, einer Goya-Groteske ähnlich, bis Aachen. Schon in Löwen fehlte Trinkwasser. Ein paar Soldaten wollten, als wir – wie so oft – auf offener Strecke hielten, etwas von dem erquickenden Nass holen. Aus welchen Gründen auch immer: Sie kamen mit einigen Fässern Wein zurück. Auch ich trank ihn, halb verdurstet.

Indes hatte der ungewohnte Genuss dieses starken Rotweins verhängnisvolle Folgen. Fast alle Insassen des Gespenster-Zuges waren bald betrunken, vor allem die jungen Soldaten über uns auf den Dächern der Waggonen. Schüsse hörte man immer häufiger. Jetzt hieß es, Partisanen seien am Werke. Auch unser geradezu unendlich langer Zug wurde beschossen; besonders dann, wenn die Lokomotive aus Mangel an Brennstoff stehen blieb und wieder Soldaten hinausgeschickt wurden, um Holz und Kohle herbeizuschaffen. Es stank bald wie in einem der Höllenschlunde Dantes. Von Dante wusste ich auch durch meinen Großvater früh etwas: Er hatte sich an Zeichnungen über Szenen des Infernos versucht.

Dann kam es zu dem unvergesslichen Verhängnis. Vor Lüttich fuhr unsere so gemischte Gesellschaft in einen langen, aber auch niedrigen Tunnel hinein. Oben lagerten, wie gesagt, verwelkte Jugendblüten der einst so stolzen Heere Wilhelms II. Sie wurden buchstäblich von der oberen Tunnelwand erdrückt. Der Zug hielt erst, als die meisten noch halb betrunkenen Fahrgäste an den Fenstern ihrer Abteile dicke, rote Blutsträhnen sahen; gemischt mit Kleidern und Fleischmassen.

Irgendjemand befahl: »Alles aussteigen!« Auch ich musste ins sogenannte Freie hinaus und sah die Folgen dieses Unglücks. Wieder wurde mir übel, wie anlässlich des Anblicks von Verwundeten-Transporten in Brüssel. Meine Mutter trug mich,

tapfer wie immer, den weinenden Bruder an der rechten Hand zerrend, in den Totenzug zurück. Madonna! 24 Stunden später kamen wir in Aachen an. Etwas Düstereres, Armseligeres, Traurigeres als diesen damaligen Bahnhof hatte ich noch nicht gesehen. Aber man hörte keine Schüsse, keine Schreie mehr! Alte Damen reichten uns Brot und Milch. So betrat ich mein »Vaterland«.